



1926-03-07

Jung-Amerika

Ann Tizia Leitich

Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260307&seite=31&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Leitich, Ann Tizia, "Jung-Amerika" (1926). *Essays*. 133.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/133

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Jung-Amerika.

(Bemerkungen zur zeitgenössischen amerikanischen Literatur.)

Von **Ann Tizia Leitich**.

Es wird diejenigen, deren Kenntnis amerikanischer Literatur mit Walt Whitman, Poe, Mark Twain, Cooper, Longfellow, eventuell Bret Harte, Henry James und Jack London erschöpft ist, freuen, zu vernehmen, daß auch Bernhard Shaw nicht viel mehr davon weiß. Als er von Archibald Henderson, seinem Biographen, um seine Meinung über die amerikanische Literatur der Gegenwart befragt wurde, stellte es sich heraus, daß er nur über fünf Namen Bescheid wußte, fünf Namen allerdings, die Wegweiser sind. Er nannte O'Neill, H. L. Mencken, O'Henry und die beiden Sinclairs, Upton und Lewis, die in Europa oft genug verwechselt werden und doch so verschieden voneinander sind in der Wertschätzung ihrer Landsleute, denn Upton Sinclair ist in Europa weitgekannter als in Amerika, wo er zu einer Zeit als Radikaler verschrien war, da Exzedieren noch nicht zur literarischen Mode gehörte wie heute. Wenn Shaw Sinclair Lewis einen „netten Kerl“ nennt, so sagt er von O'Henry, daß er sechs seiner Bände in einem Zug verschluckt habe. Sie seien „*hors concours*“. Freilich weiß man bei Shaw oft nicht, wie er es meint, und besonders in diesem Falle steht man verblüfft vor seinem Urteil.

O'Henry, „Amerikas geliebtestem Autor“, der schon seit 1910 tot ist, werfen die Zünftigen mit dem Korrekturstift in der Hand Oberflächlichkeit und Sentimentalität vor. Er gehört nicht zur Literatur im professoralen Sinn. Mit dem Hut in der Hand steht er vor der Tür, hinter der die Plätze in den Akademien und Ruhmeshallen vergeben werden; aber ihm braucht es nicht auf den Widerhall von leeren, hohen Wänden anzukommen, er findet seinen dort, wo ihn jeder Autor mit Sehnsucht sucht: in seinen Lesern.

Wärme, Liebe beseelten O'Henry. Diese Liebe fehlt heute einem großen Teil unserer Literatur; aber das junge Amerika hat sie, diese Liebe zum Land, zur Erde, zu Menschen, die schrankenlose Liebe zum Leben. Nur geraten viele von ihnen damit in den Straßengraben – durch jene Achtlosigkeit, die von Wut und Enttäuschung kommt.

Denn die jungen amerikanischen Intelligenzler sind Bilderstürmer, sind Rebellen. Eine Unmenge wird heute in Amerika geschrieben, und was da vor sich geht, kann nicht nur ein Vollschieben weißer Blätter genannt werden; es ist jenes Brausen und Gären darum und darin, das Dinge anzeigt, die kommen wollen. Klassiker und Vorbilder gibt es für sie nicht. Sie wollen von dem, was war, nichts hören, und sind nur unendlich interessiert an jeder kleinsten Aeußerung der lebendigen Gegenwart.

Sie ersparen sich und uns nicht.

Ihre Technik ist nicht nur die des Naturalismus, sondern auch die der Romantik. Denn diese Dichter sind so trunken vom Saft amerikanischen Lebens, daß sie das kleinste Detail liebevoll in sich schlürfen. Nichts ist so gering, kein Mensch, kein Ding, kein Gedanke, als daß es zu unwesentlich wäre, festgehalten, herausgehoben, zum Atmen gebracht zu werden. Diese Dichter sind Bildner des Lebens aus leidenschaftlicher Liebe zum Leben, und sie holen das Beste und Stärkste daraus hervor. Mit Ideen und Abstraktionen geben sie sich nicht ab. Sie sind durchaus und für den Europäer oft langweilig konkret, weil sie, darin des Guten zuviel tuend, Goethes Bemerkung zu Eckermann *ad absurdum* führen: „Hab doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben. . . . Denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstrakte Gedanken und Ideen sind.“ Diese Hinneigung zum

Realen, dieses Sichdurchdringenlassen von den Tatsächlichkeiten des Lebens ist ein Grund, warum hier die Frauen exzellieren. Begabte Schriftstellerinnen wie Willa Cather mit dem Einwandererroman „*My Antonia*“, Edna Ferber mit „*So Big*“, Zona Gale mit „*Lulu Bett*“, Fannie Hurst, die Dichterin Edna St. Vincent Millay; unter den Männern Booth, Tarkington und Karl Sandburg.

Sandburg verwirft den Reim wie Walt Whitman und Edgar Lee Masters der durch seine *Spoon River Anthology* schnell berühmt geworden ist. Keine bedeutenden Dialektiker, keine Rapiere Künstler des Stils sind sie, keine Ziseleure des Wortes. Es ist überhaupt nichts Spielerisches oder Elegantes in und an ihnen. Sie sind Fanatiker ihrer Sendung. Sie kommen mit heiligem Ernst und sind bereit, Herz und Blut zu opfern. Ihre Lehrmeisterin ist die Natur und ihr Prinzip Natürlichkeit. Einmal stehen sie überwältigt vor den Rätseln des Daseins, dann wieder werfen sie sich dem Leben an den Hals, als hätten sie es eben erst entdeckt. Es ist nur selbstverständlich, daß die Ungebärdigen unter ihnen in einer Welt, die auf puritanisch-angelsächsischen Traditionen aufgebaut ist, ihre Mitmenschen fortwährend ärgern, schockieren und beleidigen. Deshalb stehen sie auch in einem spöttisch-spielerisch geführten Guerillakriege mit dem Osten, vielmehr mit den abgeschliffenen Gesten des „*effete*“, des dekadenten Ostens, denn sie entstammen bezeichnenderweise zumeist dem Mittelwesten. Chicago, die Stadt der Schlachthäuser und Riesengeschäfte, ist ihr geistiger Mittelpunkt. Der am weitesten, am schrankenlosesten in dieser Richtung gegangen ist, so daß alles bisher Dagewesene dadurch zersprengt wird, ist aber kein Amerikaner, sondern ein in Paris lebender Ire James Joyce. Sein dickbändiges Buch „*Ulysses*“, das in Amerika nur besten Freunden heimlich verliehen wird – es ist dort wie in England verboten – gibt die Gedanken und Erlebnisse eines jungen Mannes in ein paarmal zwölf Stunden wieder.

Sie stürzen die Schule; aber nicht aus Faulheit, sondern weil sie mit den Lehrern unzufrieden sind. Sie sind überhaupt unzufrieden, vor allem mit Amerika, und sie haben mit Amerika so viel zu tun, daß sie sich um die übrige Welt gar nicht kümmern können. Irredentisten sind sie, die aus der Tradition herausstreben, um sich auf dem Boden der Menschlichkeit zu einen, der Menschlichkeit *pur et simple*. Sie lächeln nicht; sie wettern. Mit geheimer oder offener höhnisch zu sagen: „Seh't, wie häßlich!“ Nur dem oberflächlichen Blicke scheinen sie schlechte Amerikaner. Sie gehen mit Amerika ins Gericht wie ein Vater mit seinem Kinde, indem sie ihm im Spiegel ihrer Werke seine Fehler vorhalten.

Unter ihnen sind viele junge Leute, die den europäischen Krieg mitgemacht haben, in den sie mit Enthusiasmus gezogen waren, nicht, weil der Haß sie trieb, aber weil sich eine ungemein zielbewußte Propaganda an ihre reinsten Menscheninstinkte wandte. Als sie sich überzeugen mußten, daß diese mit dem Kriege gar nichts zu tun hatten, kehrten sie aus Europa so enttäuscht zurück, daß sie nun auch Amerika mit desillusionierten Augen betrachteten und ihre Meinung offen aussprachen.

Ihr Protagonist ist seit „*Main Street*“ und „*Babbitt*“ Sinclair Lewis, ihr geistiger, von allen verehrter Führer aber H. L. Mencken, der zurzeit der am meisten diskutierte Mann des literarischen Amerika ist: im letzten Jahre allein sind drei Bücher über ihn herausgekommen, während sich vor zehn Jahren für ein Buch, wie sein kürzlich erschienenenes „*Americana*“, wohl kaum ein Verleger gefunden hätte. Großes Wissen und ein unheimlich scharf geschliffener Witz ermöglichen Mencken, gegen alle Auswüchse amerikanischen Banausen- und Puritanertums, gleichgültig ob östlicher oder westlicher Herkunft, mit beißenden Worten zu Felde zu ziehen. Er ist Analytiker, glänzender Essayist und Kritiker, aber ihm fehlt die Schöpferkraft, die weniger Glänzende besitzen. Floyd Dell zum Beispiel oder Ruth Suckow, die mit ihren Beschreibungen des öden und grauen Lebens des Farmermittelwestens Schule macht, wie Sinclair Lewis mit seiner Schilderung der kleinen Stadt. Vor allem gehört hierher Sherwood

Anderson, der Zerfaserer der Seele, der im „*Triumph of the Egg*“, dem Triumph des Eies über alles menschliche Bemühen, eine fast klassische Geschichte geschaffen hat, die uns – so einfach sie auch erzählt ist – in schmerzliche Tiefen blicken läßt. Ein Meister ist Sherwood Anderson. Wie sein Gesicht zerfurcht ist, so zerfurcht er seine Menschen; seine Bücher sind Offenbarungen der Seele, aber es ist keine heitere Lektüre. Als ein Hochbegabter erwies sich Frank Harris, der Frühverstorbene, in seinen Romanen „*Mac Teague*“ und „*Octopus*“. Da ist ferner der junge Scott Fitzgerald, der Phantasie und Grazie hat – das Erbteil seiner irischen Abstammung – doch ist er über seinen zu frühen Erfolg gestolpert.

Der grauhaarige Senior dieser „*Illuminati*“, wie sie sich gern nennen hören, ist Theodore Dreiser, der nach seinem ersten Roman „*Sister Carrie*“ sofort auf den Inder gesetzt wurde. Dreiser ist nicht nur der Aelteste, sondern gewiß auch das stärkste Talent unter ihnen. Aber wie das Licht, so wird auch der Schatten bei ihm deutlicher sichtbar, und wenn man ein Buch Dreisers in die Hand bekommt, wird einem klar, warum man sich auch gegen manchen anderen gewehrt hat. Da ist wunderbare Beobachtung und photographische Treue, aber das Visionäre fehlt; prachtvolles Handwerk, aber noch zu wenig Künstlerschaft, deshalb wirkt die oft saloppe Form um so unerträglicher. Hinter unglaublich zähem Wollen bleibt das Können noch zurück; die meisten kleben zu sehr am rein Stofflichen. Sie lassen sich vom Tatsächlichen inspirieren, aber auch tyrannisieren. So vermag man aus ihren Werken keine annähernd korrekte Idee von Amerikas Mannigfaltigkeit, seinem intensiven Leben, seiner Impetuosität, seinem Pathos, seiner neuen Schönheit zu gewinnen. Es ist, als ob ihre wetternde Wut sie blind machen würde gegen alles, was sie mildern könnte.

Es ist unmöglich, diese Uebersicht zu schließen, ohne zweier Männer zu gedenken, die außerhalb der richtunggebenden literarischen Strömung stehen. Der eine auf ragendem Sockel allein, der andere mit den übrigen innerlich verwandt. Dieser ist Hergesheimer, Amerikas bester Romancier, ein wahrer Künstler, Nachspürer und Aufdecker verborgener Schönheiten, dessen „*Cytherea*“ man in Europa kennt, weil es eine dreieckige Geschichte ist, während sein viel feineres „*Balisand*“ fast unbekannt geblieben. Der zweite ist James Branch Cabell, von den Intelligenzkreisen glatt und stolz als der ihre erklärt, obwohl er mit ihnen nichts als die Freizügigkeit der Ansichten gemein hat; denn so hoch er auch künstlerische über ihnen stehen mag, er könnte ohne Europa nicht bestehen, ohne jenes Europa, das die anderen ohne weiteres beiseite schieben, so oft sie auch herüberkommen mögen. Es ist im Einklang damit, daß Cabell Neuengländer ist, also jener Schicht entsproß, der die literarischen Köpfe früherer Generationen entstammten: Emerson, Lowell, Holmes, James und die glänzende Stilistin und feinsinnige Schilderin Neuenglands, die Schöpferin amerikanischer Patriziergestalten, Edith Wharton.

Cabell ist Romantiker reinsten Wassers, ein Ironiker, Rabelaische Einfälle sind in ihm durch Eleganz gedämpft, ein Stilkünstler, ein Dichter voll Phantasie, die sein Geschmack zügelt. In dem Roman „*Juergen*“ ließ er sie auf Gebieten schalten und walten, die in der angelsächsischen Literatur hüben wie drüben bis dahin *taboo* waren. Er beschreibt, wie Juergen eines Tages seine Eehälfte verläßt, weil es ihn nach Erlebnissen gelüftet, und wie er nun in dem erfundenen, mittelalterlichen nordfranzösischen Land Poictesme auf erotische phantastische Abenteuer auszieht. „*Juergen*“ wurde prompt verboten (dann wieder freigegeben), und ebenso prompt wurde Cabell, bis dahin unbekannt, ausgiebig besprochen und berühmt, so daß er heute Band auf Band über die Abkommen jenes sagenhaften Manuel von Poictesme schreiben kann. . . .

Literaturblatt.

Jung-Amerika.

(Bemerkungen zur zeitgenössischen amerikanischen Literatur.)

Von Ann Tizla Veitlich.

Es wird diejenigen, deren Kenntnis amerikanischer Literatur mit Walt Whitman, Poe, Mark Twain, Cooper, Longfellow, eventuell Bret Harte, Henry James und Jack London erschöpft ist, freuen, zu vernehmen, daß auch Bernhard Shaw nicht viel mehr davon weiß. Als er von Archibald Henderson, seinem Biographen, um seine Meinung über die amerikanische Literatur der Gegenwart befragt wurde, stellte es sich heraus, daß er nur über fünf Namen Bescheid mußte, fünf Namen allerdings, die Wegweiser sind. Er nannte O'Reill, G. L. Mendien, D'Henry und die beiden Sinclairs, Upton und Lewis, die in Europa oft genug verwechselt werden und doch so verschieden voneinander sind in der Wertschätzung ihrer Landsleute, denn Upton Sinclair ist in Europa weitgekannter als in Amerika, wo er zu einer Zeit als Radikaler verschrien war, da Exzedieren noch nicht zur literarischen Mode gehörte wie heute. Wenn Shaw Sinclair Lewis einen „netten Kerl“ nennt, so jagt er von D'Henry, daß er sechs seiner Bände in einem Zug verschluckt habe. Sie seien „hors concours“. Freilich weiß man bei Shaw oft nicht, wie er es meint, und besonders in diesem Falle steht man verblüfft vor seinem Urteil.

D'Henry, „Amerikas geliebtestem Autor“, der schon seit 1910 tot ist, werfen die Bünstigen mit dem Korrekturstift in der Hand Oberflächlichkeit und Sentimentalität vor. Er gehört nicht zur Literatur im professoralen Sinn.

Mit dem Hut in der Hand steht er vor der Thür, hinter der die Plätze in den Akademien und Ruhmeshallen vergeben werden; aber ihm braucht es nicht auf den Widerhall von leeren, hohen Wänden anzukommen, er findet seinen dort, wo ihn jeder Autor mit Sehnsucht sucht: In seinen Lesern.

Wärme, Liebe beseelten D'Henry. Diese Liebe fehlt heute einem großen Teil unserer Literatur; aber das junge Amerika hat sie, diese Liebe zum Land, zur Erde, zu Menschen, die schrankenlose Liebe zum Leben. Nur geraten viele von ihnen damit in den Straßengraben — durch jene Achlosigkeit, die von Wut und Enttäuschung kommt.

Denn die jungen amerikanischen Intelligenzler sind Wälderstürmer, sind Rebellen. Eine Unmenge wird heute in Amerika geschrieben, und was da vor sich geht, kann nicht nur ein Vollschieben weißer Blätter genannt werden; es ist jenes Brausen und Gären darum und darin, das Dinge anzeigt, die kommen wollen. Klassiker und Vorbilder gibt es für sie nicht. Sie wollen von dem, was war, nichts hören, und sind nur unendlich interessiert an jeder kleinsten Aeußerung der lebendigen Gegenwart.

Sie ersparen sich und uns nichts.

Ihre Technik ist nicht nur die des Naturalismus, sondern auch die der Romantik. Denn diese Dichter sind so trunken vom Saft amerikanischen Lebens, daß sie das kleinste Detail liebevoll in sich schlürfen. Nichts ist so gering, kein Mensch, kein Ding, kein Gedanke, als daß es zu unwesentlich wäre, festgehalten, herausgehoben, zum Atmen gebracht zu werden. Diese Dichter sind Bildner des Lebens aus leidenschaftlicher Liebe zum Leben, und sie holen das Beste und Stärkste daraus hervor. Mit Ideen und Abstraktionen geben sie sich nicht ab. Sie sind durchaus und für den Europäer oft langweilig konkret, weil sie, darin des Guten zuviel tuend, Goethes

Bemerkung zu Eckermann ad absurdum führen: „Habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben. . . . Denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstrakte Gedanken und Ideen sind.“ Diese Hinneigung zum Realen, dieses Sichdurchdringenlassen von den Tatsächlichkeiten des Lebens ist ein Grund, warum hier die Frauen erzellieren. Begabte Schriftstellerinnen wie Willa Cather mit dem Einwandererroman „My Antonia“, Edna Ferber mit „So Big“, Zona Gale mit „Lulu Bett“, Fannie Hurst, die Dichterin Edna St. Vincent Millay; unter den Männern Booth, Tarkington und Karl Sandburg.

Sandburg verwirft den Reim wie Walt Whitman und Edgar Lee Masters der durch seine Spoon River Anthologie schnell berühmt geworden ist. Keine bedeutenden Dialektiker, keine Papierkünstler des Stils sind sie, keine Rifeleure des Wortes. Es ist überhaupt nichts Spielerisches oder Elegantes in und an ihnen. Sie sind Fanatiker ihrer Sendung. Sie kommen mit heiligem Ernst und sind bereit, Herz und Blut zu opfern. Ihre Lehrmeisterin ist die Natur und ihr Prinzip Natürlichkeit. Einmal stehen sie überwältigt vor den Rätseln des Daseins, dann wieder werfen sie sich dem Leben an den Hals, als hätten sie es eben erst entdeckt. Es ist nur selbstverständlich, daß die Ungebärdigen unter ihnen in einer Welt, die auf puritanisch-angelsächsischen Traditionen aufgebaut ist, ihre Mitmenschen fortwährend ärgern, hochziehen und beleidigen. Deshalb stehen sie auch in einem spöttisch-spielerisch geführten Guerillakriege mit dem Osten, vielmehr mit den abgeschliffenen Gesteinen des „effete“, des dekadenten Ostens, denn sie entstammen bezeichnenderweise zumeist dem Mittelwesten. Chicago, die Stadt der Schlachthäuser und Riesen-geschäfte, ist ihr geistiger Mittelpunkt. Der am weitesten, am schrankenlosesten in dieser Richtung gegangen ist, so daß alles bisher Dagewesene dadurch zersprengt wird, ist aber kein Amerikaner, sondern ein in Paris lebender Ire James

Joyce Sein dickbändiges Buch „Ulysses“, das in Amerika nur besten Freunden heimlich verliehen wird — es ist dort wie in England verboten — gibt die Gedanken und Erlebnisse eines jungen Mannes in ein paarmal zwölf Stunden wieder.

Sie stürzen die Schule; aber nicht aus Faulheit, sondern weil sie mit den Lehrern unzufrieden sind. Sie sind überhaupt unzufrieden, vor allem mit Amerika, und sie haben mit Amerika so viel zu tun, daß sie sich um die übrige Welt gar nicht kümmern können. Irredentisten sind sie, die aus der Tradition herausstreben, um sich auf dem Boden der Menschlichkeit zu einen, der Menschlichkeit pur et simple. Sie lächeln nicht; sie wettern. Mit geheimer oder offener Wut reißen sie ins Fleisch amerikanischen Daseins, um höhnisch zu sagen: „Seht, wie häßlich!“ Nur dem oberflächlichen Blicke scheinen sie schlechte Amerikaner. Sie gehen mit Amerika ins Gericht wie ein Vater mit seinem Kinde, indem sie ihm im Spiegel ihrer Werke seine Fehler vorhalten.

Unter ihnen sind viele junge Leute, die den europäischen Krieg mitgemacht haben, in den sie mit Enthusiasmus gezogen waren, nicht, weil der Haß sie trieb, aber weil sich eine ungemein zielbewusste Propaganda an ihre reinsten Menscheninstinkte wandte. Als sie sich überzeugen mußten, daß diese mit dem Kriege gar nichts zu tun hatten, kehrten sie aus Europa so enttäuscht zurück, daß sie nun auch Amerika mit desillusionierten Augen betrachteten und ihre Meinung offen aussprachen.

Ihr Protagonist ist seit „Main Street“ und „Babbitt“ Sinclair Lewis, ihr geistiger, von allen verehrter Führer aber S. E. Mencken, der zurzeit der am meisten diskutierte Mann des literarischen Amerika ist: im letzten Jahre allein sind drei Bücher über ihn herausgekommen, während sich vor zehn Jahren für ein Buch, wie sein kürzlich erschienenenes „Americana“, wohl kaum ein Verleger gefunden hätte. Großes Wissen und ein unbeimlich scharf geschliffener Wis-

ermöglichen Wenden, gegen alle Auswüchse amerikanischen Bananen- und Puritanertums, gleichgültig ob östlicher oder westlicher Herkunft, mit heißenden Worten zu Felde zu ziehen. Er ist Analytiker, glänzender Essaiist und Kritiker, aber ihm fehlt die Schöpferkraft, die weniger Glänzende besitzen. Floyd Dell zum Beispiel oder Ruth Suckow, die mit ihren Beschreibungen des öden und grauen Lebens des Farmermittelwestens Schule macht, wie Sinclair Lewis mit seiner Schilderung der kleinen Städte. Vor allem gehört hieher Sherwood Anderson, der Verfasser der Seele, der im „Triumph of the Egg“, dem Triumph des Eies über alles menschliche Bemühen, eine fast klassische Geschichte geschaffen hat, die uns — so einfach sie auch erzählt ist — in schmerzliche Tiefen blicken läßt. Ein Meister ist Sherwood Anderson. Wie sein Gesicht zerfurcht ist, so zerfurcht er seine Menschen; seine Bücher sind Offenbarungen der Seele, aber es ist keine heitere Lektüre. Als ein Hochbegabter erwies sich Frank Harris, der Frühverstorbene, in seinen Romanen „Mac Teague“ und „Octopus“. Da ist ferner der junge Scott Fitzgerald, der Phantasie und Grazie hat — das Erbteil seiner irischen Abstammung — doch ist er über seinen zu frühen Erfolg gestolpert.

Der grauhaarige Senior dieser „Illuminati“, wie sie sich gern nennen hören, ist Theodore Dreiser, der nach seinem ersten Roman „Sister Carrie“ sofort auf den Index gesetzt wurde. Dreiser ist nicht nur der Älteste, sondern gewiß auch das stärkste Talent unter ihnen. Aber wie das Licht, so wird auch der Schatten bei ihm deutlicher sichtbar, und wenn man ein Buch Dreisers in die Hand bekommt, wird einem klar, warum man sich auch gegen manchen anderen gewehrt hat. Da ist wunderbare Beobachtung und photographische Treue, aber das Visionäre fehlt; prachtvolles Handwerk, aber noch zu wenig Künstlerschaft, deshalb wirkt die oft saloppe Form um so unerträglicher. Hinter unglaublich zähem Wollen bleibt das Können noch zurück; die meisten leben zu sehr am rein Stofflichen. Sie lassen

sich vom Tatsächlichen inspirieren, aber auch tyrannisieren. So vermag man aus ihren Werken keine annähernd korrekte Idee von Amerikas Mannigfaltigkeit, seinem intensiven Leben, seiner Impetuosität, seinem Pathos, seiner neuen Schönheit zu gewinnen. Es ist, als ob ihre wetternde Wut sie blind machen würde gegen alles, was sie mildern könnte.

Es ist unmöglich, diese Uebersicht zu schließen, ohne zweier Männer zu gedenken, die außerhalb der richtunggebenden literarischen Strömung stehen. Der eine auf ragendem Sockel allein, der andere mit den übrigen innerlich verwandt. Dieser ist Hergesheimer, Amerikas bester Romancier, ein wahrer Künstler, Nachspürer und Aufdecker verborgener Schönheiten, dessen „Cythera“ man in Europa kennt, weil es eine dreieckige Geschichte ist, während sein viel feineres „Balisand“ fast unbekannt geblieben. Der zweite ist James Branch Cabell, von den Intelligenzkreisen glatt und stolz als der ihre erklärt, obwohl er mit ihnen nichts als die Freizügigkeit der Ansichten gemein hat; denn so hoch er auch künstlerisch über ihnen stehen mag, er könnte ohne Europa nicht bestehen, ohne jenes Europa, das die anderen ohne weiteres beiseite schieben, so oft sie auch herüberkommen mögen. Es ist im Einklang damit, daß Cabell Neuengländer ist, also jener Schicht entstammt, der die literarischen Köpfe früherer Generationen entstammten: Emerson, Lowell, Holmes, James und die glänzende Stilistin und feinsinnige Schilderin Neuenglands, die Schöpferin amerikanischer Patriziergestalten, Edith Wharton.

Cabell ist Romantiker reinsten Wassers, ein Ironiker, Rabelaische Einfälle sind in ihm durch Eleganz gedämpft, ein Stilkünstler, ein Dichter voll Phantasie, die sein Geschmack zügelt. In dem Roman „Juergen“ ließ er sie auf Gebieten schalten und walten, die in der angelsächsischen Literatur hüben wie drüben bis dahin taboo waren. Er beschreibt, wie Juergen eines Tages seine Ehehälften verläßt, weil es ihn nach Erlebnissen gelüstet, und wie er nun in dem erfundenen, mittelalterlichen nordfranzösischen Land Boictesme

auf erotische und phantastische Abenteuer auszieht. „Juergen“ wurde prompt verboten (dann wieder freigegeben), und ebenso prompt wurde Cabell, bis dahin unbekannt, ausgiebig besprochen und berühmt, so daß er heute Band auf Band über die Abkommen jenes jagenhaften Mannes von Feictešme schreiben kann. . . .
